



Einmal im Monat hat **Felix Reich**, Redaktionsleiter «reformiert.zuerich», die Seiten gewechselt und wurde zum Entdecker in katholischen Gefilden. Zeitgleich erschien **Thomas Binottos** Seitenwechsel zum gleichen Thema in «reformiert.».

Von «Maria» bis «Tradition»

In der Rubrik «**Seitenwechsel**» haben Thomas Binotto und Felix Reich ein Jahr lang über kirchliche Kernbegriffe geschrieben und sich auf die Suche nach ihrem Verständnis für die je andere Konfession gemacht.

Thomas Binotto, Sie haben als Katholik beschrieben, was Ihnen am reformierten Verständnis von Maria oder der Gnade gefällt. Sind Sie reformierter geworden?

Binotto: Nein. Aber ich bin mir bewusster, was mir an der reformierten Tradition gefällt. Zum Beispiel, dass die Reformatoren Maria als besonders begnadeten Menschen gesehen haben und nicht als entrückte Göttin, wie sie die katholische Tradition oft darstellt.

Felix Reich, Sie haben im «forum» das katholische Verständnis derselben Begriffe aus reformierter Sicht gewürdigt. Sind Sie katholischer geworden?

Reich: Natürlich bin ich katholisch. Die reformierte Kirche ist Teil der einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche. So steht es in der Zürcher Kirchenordnung. Römisch-katholisch bin ich nicht geworden. Ich habe Bereicherndes entdeckt – etwa das Bewusstsein für die Weltkirche, die Einsicht, dass Kirche nicht an der Gemeindegrenze aufhört. Aber auch die Unterschiede zur reformierten Kirche wurden mir bewusster.

Nämlich?

Reich: Mit Mittlerfiguren wie Priestern oder Heiligen, die nach katholischem Verständnis als Einzige die Verbindung zwischen den Gläubigen und Gott herstellen können, habe ich Mühe. Ich bin – ganz evangelisch – überzeugt, dass Christus allein unser Mittler ist.

Binotto: Ich finde, dass ihr Reformierten hier etwas ausblendet. Es gibt bei euch doch genauso Mittler! Nämlich die Pfarrer und Theologieprofessoren, die als Gelehrte den Gläubigen die Bibel erklären und dadurch wichtig sind.

Die Kirchen verlieren laufend Mitglieder. Sich über die Unterschiede zwischen Reformierten und Katholiken Gedanken zu machen, ist eine Spezialistendiskussion.

Reich: Das mag sein. Vielleicht wissen heute selbst viele Reformierte nicht



Fotos: Christoph Wider

Katholisch-reformierter Dialog: Thomas Binotto (links) und Felix Reich.

mehr, warum in reformierten Kirchen kein Altar steht, sondern ein Taufstein. Aber darüber, dass Reformierte nicht zur katholischen Eucharistie eingeladen sind, darüber muss man schon sprechen. Das ist für mich ein Stachel.

Binotto: Die Kirchen können sich heute tatsächlich keine Spaltungsdiskussionen mehr leisten. Ich finde aber, dass Reformierte und Katholiken in einem ersten Schritt ihre Zusammenarbeit in den Bereichen verstärken sollten, in denen weder Rom noch ein Kirchenrat sie hindert, zum Beispiel in der Diakonie. Das tun sie zu wenig konsequent.

Reich: Mit dieser weit verbreiteten Argumentation habe ich Mühe. Dass die katholische Kirche die Reformierten offiziell von der Eucharistie ausschliesst, ist eine Machtdemonstration. Die Vorstellung, dass nur die römisch-katholische Kirche eine Kirche im eigentlichen Sinn sein soll, nervt mich. Da kommt es mir seltsam vor, wenn dieses Dogma von Bischöfen plötzlich kleingeredet werden. Im Stil: Die Eucharistie ist doch gar nicht so wichtig, wir können dafür ja in der Diakonie zusammenarbeiten. Natürlich können und müssen wir das. Aber die Trennung

beim Abendmahl bleibt ein Skandal, an den wir uns nicht gewöhnen dürfen.

Binotto: Und ich bin der Meinung, Katholiken und Reformierte müssen einen pragmatischen Weg wählen, damit wir in Zukunft gemeinsam das Abendmahl feiern können. Als Katholik nehme ich die katholische Kirche ausserdem viel pluralistischer wahr als mancher Reformierter. Ich kenne keine einzige katholische Pfarrei in der Schweiz, in der einem Reformierten die Eucharistie verweigert wird. Es wäre aber wichtig, dass die Reformierten nicht nur geduldet sind bei der Eucharistie, sondern wirklich eingeladen. Und selbstverständlich ist es für mich keine Frage: Die Reformierten sind Kirche!

Arbeiten «reformiert.» und «forum» in Zukunft mehr zusammen?

Reich: Wenn wir eine gute Idee haben, arbeiten wir sicher wieder redaktionell zusammen. Und wir haben begonnen, gemeinsame Veranstaltungen durchzuführen, und werden dies weiterhin tun.

Binotto: Und zwar zu Themen, die uns gemeinsam betreffen, wie Christenverfolgung oder zum Kopftuch.

Sabine Schüpbach-Ziegler

Seitenwechsel



Maria

Sie trägt das Kind im Arm, das sie sanft mit der Hand am Hals berührt, den Blick vom Betrachter weg der Mutter zugewandt. Sie blickt in die Ferne. Als ob sie ahnte, was auf ihr Kind zukommen wird. Das Kind scheint die Mutter zu trösten.

So steht Maria auf meinem Nachttisch. Die Holzfigur zeigt die intime Beziehung zwischen auserwählter Mutter und Kind, dem sie einmal nachfolgen wird. Und sie ist auch Bild gewordene Erfahrung, dass es nicht selten das im Moment lebende Kind ist, das die mit Zukunftssorgen belasteten Eltern tröstet.

Ich mag Mariendarstellungen: am Wegrand, in Museen und Kirchen, in Bahnhofskiosken jenseits der Kitschgrenze blinkend. Die zuweilen widersprüchliche Bildstärke der Marienverehrung hat für mich etwas Warmes, Verspieltes. Ich lese daraus die unmittelbare Dankbarkeit an die Mutter, die Christus das Leben schenkt. Die Freude vielleicht gar, die sich im hüpfenden Kind in Elisabeths Bauch zeigt, bevor Maria zum Magnifikat anhebt, das sie zur Prophetin werden lässt (Lukas 1,36–56).

Deshalb wurde Maria von den Reformatoren verehrt, bevor sie als Reaktion auf die Instrumentalisierung durch die Gegenreformation und im Abgrenzungseifer zur blossen Krippenfigur degradiert wurde. Papst Franziskus sagt, mit ihrer «spontanen Fähigkeit, sich auf Gott zu verlassen» sei Maria Vorbild für die Kirche. Das gilt für die reformierte Kirche ebenso. Für die Reformatoren war Maria die von Gott in besonderer Weise Begnadete. Und die reiche katholische Tradition kann die evangelische Marienverehrung beleben.

Felix Reich

Seitenwechsel



Maria

Als Katholik wird einem die Marienverehrung gewissermassen in die Wiege gelegt. Und so hatte ich als Kind dazu einen ganz selbstverständlichen Zugang: Es war angenehm, sich nicht immer direkt an den gestrengen Gottvater oder den vollkommenen Jesus Christus wenden zu müssen. Maria war der menschliche, fassbare, sanfte, gefühlvolle Zugang zu Gott. So wie ich mit meinen speziellen Wünschen und Beichten lieber zu meiner Mutter als zu meinem Vater gegangen bin – und erst viel später herausgefunden habe, dass ich bei meinem Vater wohl häufig «billiger» davongekommen wäre.

Heute fällt es mir nicht mehr so leicht, jedes Marienlied mit gleicher Inbrunst zu singen. So viel Keuschheit und Königlichkeit ist mir zu viel entrückte Erhabenheit. Was Maria nicht alles in den Mund und in den Sinn gelegt wird – von traditionalistischer bis progressiver Seite. Maria als Placebo für all das, was die katholische Kirche Frauen nicht zugestehen will. Und Maria als mal demütige, mal feministische Nebengöttin. Das Marienbild der Reformatoren dagegen wirkt da wie eine Ausnüchterungszelle für allzu überbordende Gefühllichkeit.

Ich schätze es, hier Maria als Menschen zu entdecken. Als rätselhaften, schweigsamen, zurückhaltenen Menschen. Als besonders begnadeten und einzigartigen Menschen. Und als einen Menschen, der auf wunderbar sensible Weise den Ruf Gottes hört und auf ebenso wunderbar mutige Weise darauf antwortet. Das geht nahe, das fordert heraus. Da wird die Himmelskönigin wieder zur mich direkt anrührenden Maria.

Thomas Binotto

Seitenwechsel



Bilder

Leere, karge Kirchen erlebe ich nicht als defizitär. Im Gegenteil. Hier finde ich Ruhe, achte auf das Licht, den Stein, die Fenster. Zugleich mag ich farbige, mit Bildern beinahe überstellte Kirchen. Hier lerne ich Legenden kennen, von denen ich nichts wusste. Oder ich versuche, die Bilder zu lesen, in die Geschichte des Ortes einzuordnen.

Zugleich führen mich Bilder – insbesondere das wiederkehrende Motiv des Kreuzwegs – zurück zum Wort, zum Evangelium. Sie ermöglichen den Einstieg in die Reflexion, die Andacht. Sie vergegenwärtigen die Botschaft von der Menschwerdung Gottes, der uns auch im dunkelsten Dunkel nicht alleine lässt.

Es gibt viele Wege zu dieser Botschaft. Bilder können Ausgangspunkte sein, wenn sie den Blick weiten und nicht verstellen. Es ist eine schöne Pointe der Geschichte, dass die Fresken, die im Zuge der Reformation übertüncht wurden, die Jahrhunderte auch deshalb so gut überstanden haben. Sorgsam restauriert treten sie nun wieder in Erscheinung. Das Bild ist längst in die reformierte Kirche zurückgekehrt oder war nie ganz weg.

Der Bilderreichtum katholischer Kirchen bleibt dennoch eine wertvolle Ergänzung, obwohl mir die reformierte Bilderskepsis einleuchtet. Die katholische Bildstärke schätze ich, gerade weil ein anderer Zugang zum Bild dahinter steht. Es ist ein anderer Weg als meiner, den ich aber zuweilen mit Gewinn nachvollziehe. Schliesslich haben beide Wege das gleiche Ziel.

Felix Reich

Seitenwechsel



Bilder

Ein Raum, der gleichzeitig Kraft und Ruhe ausstrahlt: das Münster Allerheiligen in Schaffhausen. 1090 als Teil einer Benediktinerabtei gebaut – heute eine reformierte Kirche. Dieser Ort ist einer meiner liebsten in Schaffhausen, und das habe ich ausgerechnet dem Bildersturm zu verdanken. Nur wenige Motive des einst mit Bildern übersäten Kirchenraums sind heute noch zu sehen. Der Rest wurde übertüncht. Entstanden ist ein karger, strenger, schlichter Raum. Aber auch ein Raum, der atmet, weitet, öffnet. Hier in der Vierung zu stehen, das ist für mich immer wieder ein Ereignis.

Eigentlich bin ich ein Bildermensch und habe deshalb nicht zufällig Mediävistik studiert und als Filmkritiker gearbeitet. Dass die Bilderwelt in Allerheiligen vernichtet wurde, ist deshalb auch ein Jammer. Aber gleichzeitig wird mir gerade hier bewusst, welcher Freiraum und welche Konzentration durch den Verzicht auf Bilder entstehen. Diesem Verzicht verdanke ich eine mosaische Erfahrung, wenn sich mitten in der ungeheuren Bilderflut unserer Tage plötzlich ein freier Pfad auftut.

Dadurch entsteht jedoch nicht Bilderlosigkeit. Das Gebot «Du sollst dir kein Bildnis machen» ist ebenso sinnvoll wie nutzlos. Der Mensch denkt zwangsläufig in Bildern. Aber hin und wieder muss er seine innere Ausstellung räumen, um Platz für neue Bilder zu machen. Und immer wieder muss er daran erinnert werden, dass Bilder bestenfalls ein Abglanz sind. Die Wahrheit selbst, die lässt sich in keinem Bild einfangen.

Thomas Binotto

Seitenwechsel



Eucharistie

Eine gut gestaltete Eucharistie kommt dem sehr nahe, was ich mir vom Abendmahl erhoffe: dass etwas passiert mit mir. Eine Verwandlung im Jetzt: Zweifel verwandelt sich in Zuversicht, Vereinzelung in Gemeinschaft, Verunsicherung in Vertrauen. Es ist die erlebte Gewissheit, dass Christus mitten unter uns gegenwärtig ist. Das Osterwunder von Emmaus.

Dass es beim Abendmahl um mehr geht als das Brotteilen als Zeichen der Verbundenheit unter Menschen (was auch schon ziemlich viel ist), wird mir in der katholischen Abendmahliturgie oft stärker bewusst. Ich schätze hier die Wiedererkennbarkeit und Sicherheit in der Liturgie, das Gespür für das Heilige – und das dazu gehörige Geheimnis. Es ist eine recht unreformierte Erfahrung, die mir guttut: die Ehrfurcht vor dem Heiligen und eine gefühlte Schwelle, die auch aus Respekt der anderen Tradition, der anderen Konfession gegenüber besteht.

Die Eucharistie kann ein wunderbares, stärkendes Erlebnis sein. Ich erfahre gerade durch die Differenz in der Tradition die Einheit der Kirchen im Glauben. Dass wir verwandelt werden durch die Präsenz Christi, ist ja unsere gemeinsame Hoffnung. In jedem Gottesdienst: Ob durch das Wort, durch die Musik oder durch das Abendmahl, von dem ich mir keine Einheitsform wünsche, sondern unterschiedliche, gewachsene und vielleicht irgendwann neu zu findende ökumenische Formen. An der katholischen Eucharistie nehme ich gerne teil – mit gesunder Ehrfurcht und guten Gewissens. Noch lieber wäre mir freilich, ich wäre dazu auch offiziell eingeladen.

Felix Reich

Seitenwechsel



Eucharistie

Als Kind war ich immer wieder in Deutschland zu Gast in lutherischen Gottesdiensten. Gravierende Unterschiede zur katholischen Messe, wie ich sie kannte, sind mir dabei nicht aufgefallen. Später habe ich dann versucht, mich in die Substantiationslehre einzulesen, um die feinen Unterschiede zwischen katholischem und lutherischem Eucharistieverständnis zu verstehen. Es ist mir nicht gelungen, genauso wenig, wie ich Transsubstantiantia... ohne zu Stottern auf die Reihe kriege.

Dass sich die zwinglianische Abendmahlfeier deutlich von der katholischen Messe unterscheidet, das wurde mir dann allerdings auch ohne Sekundärliteratur sofort klar. Sich auf diese Tradition einzulassen, war schwieriger, hatte aber vor allem kulturelle Gründe. Sowohl katholisch wie reformiert sind wir ja vor allem mit dem Bauch. Aber der Bauch konnte meine Zustimmung schließlich nicht verhindern: Ja, das Abendmahl, das Jesus Christus mit seinen Jüngern feiert, ist ein einmaliges Ereignis! Die Historizität von Jesus Christus darf nicht verwässert werden! Tod und Auferstehung sind unverbrüchliche Zusagen Gottes!

Heute bin ich mir sicher, dass es nicht um Gegensätze, sondern um die Betonung von unterschiedlichen Sichtweisen auf dasselbe Geheimnis geht. Martin Luther weist uns in dieser Frage den Weg: Abendmahlfeier ist beides. Sie ist die Erinnerung an diesen einmaligen, alle Zeiten überdauernden Zuspruch Gottes. Aber gerade weil wir uns dankbar daran erinnern, wird Gott selbst in der Eucharistie real und präsent. Er ist da. Und er ist hier.

Thomas Binotto

Seitenwechsel



Weltkirche

Es war ein Schlüsselerlebnis: Am ersten Advent lud das reformierte Zentrum für Migrationskirchen mit seinen freikirchlich organisierten Gemeinden, die im Kirchgemeindehaus Wipkingen eine Heimat gefunden haben, zum Gottesdienst. Rockband und Erweckungspredigt, das volle Programm. Ich machte mich auf etwas gefasst und war begeistert. Meine Welt war das selten – aber immer mein Glaube.

Gemeinsames betonen, theologische Differenzen aushalten und sich dennoch als weltumspannende Kirche verstehen: Das war meine Lektion. Und das war auch die Lektion für die Migrationskirchen selbst und vor allem für die reformierte Landeskirche. Die Katholiken sind uns darin gute Lehrer. Nicht, wenn Weltkirche als ein zentralistisches Ohne-uns-dürft-ihr-nicht-Kirche-sein verstanden wird. Sondern, wenn die Kirche ohne Machtanspruch Grenzen überwindet: Gemeinsam dürfen wir Kirche sein!

Die Reformierten sind Weltmeister im Abgrenzen: sicher nicht katholisch, nicht zu politisch und nicht zu fromm, nicht so verstaubt, aber bitte auch nicht zu laut, und um Himmels willen nicht evangelikal. Wenn ich eine Kirche suche, in der alle genau gleich glauben wie ich, dann sitze ich allein in der Kirchenbank. Dass die Kirche nicht an der Gemeindegrenze endet, müssen die Reformierten zuweilen wieder lernen. Zum Beispiel in den Migrationskirchen. Oder von der Katholischen Kirche – in Zürich eigentlich auch eine Migrationskirche. Die Frage, ob ausländische Gemeinden unter das gleiche Dach gehören, stellt sich ihr gar nicht. Das ist ihr Glück.

Felix Reich

Seitenwechsel



Weltkirche

Die Weltkirche ist oft ein Alibi. Für Bischöfe, die feige sind. Und für Reformer, die gerne jammern. Hinter der Weltkirche kann man sich verstecken oder ihr den Schwarzen Peter zuschieben. Am zuverlässigsten gelingt das, wenn man so tut, als ob Kirche ausschliesslich aus Amt und Liturgie bestünde. Damit lassen sich Ohnmacht und Enttäuschung programmieren.

Und genau deshalb wünsche ich mir oft, dass uns Katholiken dieses Alibi entzogen würde. Eine kräftige Dosis Protestantismus fände ich heilsam. Jesus Christus hat nämlich nicht Kirchen, sondern Menschen zur Nachfolge berufen. Sobald ich mich Christenne, werde ich unteilbar in die Pflicht genommen. Ich selbst bin das Medium der Verkündigung. Was ich nicht tue, das tut niemand für mich.

Nirgends finde ich eine kirchliche Doktrin, die uns in der Nächstenliebe Grenzen setzt. Nirgends werden uns im Dienst an den Armen kirchliche Fesseln angelegt. – Weshalb stürzen wir uns dennoch von katholischer wie von reformierter Seite so begierig auf Amt und Liturgie. Vielleicht sogar deshalb, weil wir genau wissen, dass daraus wenig Herausforderung für uns selbst erwächst? Und wir bequem weiter klagen können: Wir würden ja schon, wenn wir dürften.

Was also, wenn Kirche tatsächlich bei mir anfängt? Wenn sich Weltkirche im Kleinen aufbaut? Dann ist es vorbei mit Alibis und Ausreden. Dann wird «Wir sind Kirche» mit erschreckender Wucht zum Appell an mich selbst. Und dann wird es mit der Ökumene schlagartig ernst, weil sich Felder auftun, die ich dringend bewirtschaften müsste und auch könnte. Weil ich dazu berufen wurde.

Thomas Binotto

Seitenwechsel



Heilige

Das Schöne an den Heiligen sind die Legenden und Geschichten. Mit der Heiligenbürokratie und dem Reliquienkult sowieso habe ich grösste Mühe. Aber die Geschichten, die über sie erzählt werden, die Legenden, die sich um ihr Leben gebildet haben, die Kunst, mit der sie gefeiert werden, liebe ich.

Das Bilderbuch vom Heiligen Nikolaus zum Beispiel, das ich schon als Kind so gerne durchblättere und es nun meiner Tochter erzähle. Wie dort der reich geborene Nikolaus seine Kleider verschenkt und zwischen den reich beschenkten Bettlern am Stadtrand tanzt. Teilen macht glücklich! Oder die Fresken von Franz von Assisi, die mir in Kirchen begegnen und mich zur Legende zurückführen. Oder das wunderbare Buch, das Max Bolliger über Niklaus von Flüe geschrieben hat.

In den Geschichten treten mir die Heiligen als Menschen entgegen, die mich inspirieren. In ihrem Wirken bringen sie die Spuren des Evangeliums zum Leuchten. Solche Heiligen haben wir auch nötig: Menschen, die trotz all ihrer Fehler und Begrenztheiten sich für Gerechtigkeit und Nächstenliebe einsetzen. Menschen, die mit ihrem Beispiel andere Menschen inspirieren. Kurz: Nachfolger.

Ihr Leben und Handeln zeigt uns, welche Wirkung das Leben und Handeln Jesu entfalten kann. Solche Menschen finden wir in der Gemeinschaft der Heiligen. Wir finden sie aber auch weit darüber hinaus. Solche Nachfolgerinnen und Nachfolger, die mit ihrem Glauben und ihrer Zuversicht anstecken, braucht die Kirche. Sie sind ihre Hoffnungsträger.

Felix Reich

Seitenwechsel



Heilige

Brauchen wir Heilige? – Vielleicht nicht. – Aber wir brauchen ganz sicher Vorbilder! – Männer und Frauen, die uns die Zuversicht geben, dass ein Leben als Christ gelingen kann. Genau deshalb schätze ich Heilige. Allerdings darf ich sie nicht allzu hoch auf einen Sockel stellen, denn je höher sie stehen, desto schwieriger wird es, ihnen in die Augen zu sehen und sich von ihnen berühren zu lassen. Heilige vom Sockel zu holen, das hat deshalb schon seinen Sinn.

Heilige wirken zwar nach katholischer Überzeugung keine Wunder, denn Wunder wirkt alleine Gott. Aber das ist selbst eingefleischten Katholiken selten bewusst. So werden Heilige zu kleinen Herrgöttchen, die angebetet werden. Und so wird der eine Gott doch wieder von vielen Nebengöttern umstellt. Heilige wieder an jenen Platz zu stellen, der ihnen zusteht, das hat deshalb schon seinen Sinn.

Heilige sind Geschmacksache. Dagegen hat das katholische Lehramt nichts einzuwenden. Man darf der Einen ohne schlechtes Gewissen näher stehen als dem Anderen. Darf sich seine Vorbilder selbst wählen. Und so verehere ich sogar die Protestantin Sophie Scholl als Heilige, ohne dass ich dafür Seitenaltäre und Wunderprozesse benötigte. Dass mag rechtgläubige Katholiken schockieren und rechtgläubige Protestanten befremden, mir ist das egal, denn für mein Verständnis von Heiligkeit gibt es keine konfessionelle Schranken. Ökumenische Heilige – ich finde, auch das hat seinen Sinn.

Thomas Binotto

Seitenwechsel



Altar

Es gibt diese explizit reformierten Kirchen. Die Kanzel steht in der Mitte, weil das Wort im Zentrum steht. Die Kirche ist hell und schmucklos. Nicht einmal die Fenster erzählen Geschichten.

Wenn ich ehrlich bin, überfordern mich diese Kirchen oft. Manchmal komme ich mir darin vor wie im Ballsaal. Oder zumindest wie in einem Konzertsaal. Diese Kirchen eignen sich ja häufig auch sehr gut für Konzerte. Sie sind multifunktionale Räume. Freiräume im besten Fall. Leere Räume im schlechten Fall.

Wenn ich eine Kirche betrete, sucht mein Blick Halt. Oder zumindest eine Richtung. Der Altar richtet meine Andacht auf ein Zentrum aus. Er lässt mich ankommen. Zuweilen lenkt er mich auch ab, verstellt meinen Blick mit den vielen Barockengelchen und Heiligenlegenden. Doch selbst dieses Umherschweifen der Gedanken, das Bewundern der Kunst, vielleicht sogar Zerstreung und Ablenkung, können helfen, zur Ruhe zu kommen, die Gedanken zu sammeln oder wenn nötig, sie loszulassen.

Es ist nicht so, dass ich den Altar vermisse, wenn er fehlt. Und natürlich bin ich reformiert genug, um zu wissen und zu verstehen, warum er fehlt. Auch ein Taufstein, ein Kirchenfenster, die Bauweise einer Kirche können mein Denken darauf ausrichten, dass in diesem Raum mit Gott zu rechnen ist. Was mich in diesen Ballsaalkirchen stört, ist also nicht die Absenz des Altars. Es ist die zur Schau gestellte Absenz des Altars. Abgrenzung allein ist kein taugliches Mittel, um Profil zu gewinnen. Auch in der Abendmahlsfrage nicht, die hinter der Absenz des Altars steckt.

Felix Reich

Seitenwechsel



Altar

In unseren Kirchen wurden die Auseinandersetzungen zwischen Konfessionen auch architektonisch geführt. Während in reformierten Kirchen die Altäre entfernt wurden und die Kanzeln immer dominanter ins Zentrum rückten, baute man in katholischen Kirchen die Altäre immer wuchtiger und vergass den Ambo beinahe. Die einen demonstrierten damit «Sola scriptura» – die anderen «Hoc est enim corpus meum». Die Schrift gegen die Eucharistie.

Wenn der Altar in der reformierten Kirche dennoch stehen bleiben durfte, dann wurden daraus zumindest die Reliquien entfernt. Er wurde profaniert und wieder zum Tisch. Man kann Profanierung aber nicht bloss als Entweihung verstehen, sondern auch als eine Rückkehr zu den Ursprüngen. Das letzte Abendmahl fand ja tatsächlich an einem profanen Tisch statt, der erst durch dieses Ereignis zum heiligen, zum sakralen Tisch wurde. Und es tut gut, sich daran zu erinnern, dass die Botschaft von Jesus Christus im Alltag begann, aus diesem Alltag herauswuchs und diesen Alltag überstieg. Das Sakrale wird nur von dem Hintergrund des Profanen sichtbar.

Was die Versöhnung zwischen den Konfessionen betrifft, ist dieses Mal die katholische Kirche weiter als die reformierte. Sie kennt nämlich seit dem II. Vatikanischen Konzil wieder zwei Tische: Den Tisch des Mahls und den Tisch des Wortes. Diese stehen nebeneinander im Altarraum, ergänzen sich, weisen aufeinander hin. Beides Orte des einen heiligen Geschehens. Altar und Ambo – zusammen bilden sie einen sakralen Raum.

Thomas Binotto

Seitenwechsel



Gnade

Ein Seitenwechsel über die Gnade?

Das wird schwierig. Eigentlich unmöglich. Da bin ich dann doch ein zu überzeugter Reformierter, um bei diesem für die Reformation so wichtigen Begriff die Perspektive zu wechseln. Nicht aus theologiegeschichtlichen Gründen, sondern weil die Gnade für meinen Glauben zentral ist. Ohne den bedingungslosen Zuspruch Gottes ist Gottes Liebe undenkbar. Der verlorene Sohn hat es nicht verdient, vom Vater in die Arme geschlossen zu werden. Aber der Vater kann gar nicht anders, als sich zu freuen, wenn er seinen Sohn wirklich liebt. Liebe wird uns zuteil. Wir verdienen sie nicht.

Und jetzt soll ich also von den Katholiken lernen, was Gnade heisst? Nachhilfe in Beichte und Ablass, um sich den Himmel zu verdienen? Ich doch nicht, denke ich und gehe einen Umweg. Ich denke über meine Vorstellung der Gnade nach und merke bald, wo die Gefahren lauern, wo das, was mir so wichtig ist, zu kippen beginnt. Wenn Vorsehung und Gnade zu Ausreden für fehlende Tatkraft werden. Oder um es mit Pestalozzi zu sagen: wenn das Recht im Güllenloch der Gnade ersäuft wird.

Da kann ich als Reformierter durchaus von der katholischen Perspektive profitieren, die das gute Werk stärker betont. Weniger reformiert werde ich deshalb nicht. Denn von der Vorstellung, dass wir uns die Gnade verdienen können, hat sich die katholische Theologie längst verabschiedet. Wie überhaupt die theologischen Differenzen meistens zu unterschiedlichen, sich ergänzenden Blickwinkeln schrumpfen, so bald wir genau hinschauen.

Felix Reich

Seitenwechsel



Gnade

Ich habe nie wirklich begreifen können, was uns Katholiken von den Reformierten in der Gnadenfrage trennt. Schon als Kind war mir klar, dass hinter dem Begriff «Gnade» ein Geschenk steckt. Und ich wusste: Geschenke kann man sich nicht erkaufen. Um ein anständiges Leben habe ich mich bemüht, weil mir klar wurde, dass es sich damit angenehmer leben lässt.

Von den Reformierten wiederum hatte ich nie den Eindruck, ihnen sei eine gute Lebensführung egal. Nur weil sie über die Gnade Gottes nicht verfügen konnten, wurden sie weder faul noch unsorgfältig, weder fatalistisch noch gleichgültig, weder fahrlässig noch lieblos. Im praktischen Leben erlebe ich also bei den Christen, die ich kenne, eine völlig selbstverständliche Einigkeit: Gute Werke entstehen aus dem Gebot der Nächstenliebe, und weil sie das Zusammenleben erleichtern.

Dass Katholiken Gott für einen Krämer halten, der seine Logenplätze im Himmel verhökert, ist ein faden-scheiniges Klischee. Genau so wie Reformierte, die fatalistisch den lieben Gott walten lassen. Weshalb dann dieses zähe und lange Streiten um die Gnade? Weil sich Kirchen offenbar schwer damit tun, Fehler einzugestehen. Lieber heben sie die Diskussion auf eine theoretische Ebene. Anstatt den Ablasshandel als Perversion einzugestehen, streitet die katholische Kirche jahrhundertlang über die Rechtfertigungslehre. Und wenn endlich eine Einigung zustande kommt, gehen einzelne reformierte Kirchen reflexhaft auf Distanz. Und so werden Klischees bis heute gepflegt, nur damit wir uns weiterhin unterscheiden.

Thomas Binotto

Seitenwechsel



Bekenntnis

Geht es um Bekenntnisse, bin ich wohl ziemlich katholisch. Ich hinterfrage nicht jedes Wort und suche keine theologischen Fallstricke, ich störe mich nicht an der altertümlichen Sprache und weiss auch um die fragwürdigen, oft patriarchal geprägten Gottesbilder. Ich glaube vielleicht auch nicht jedes Wort. Aber im gemeinsamen Akt des Sprechens rechne ich irgendwie besonders mit Gott.

Das Herz bekennt und nicht der Verstand. Entscheidend ist ein Gefühl der Beheimatung – und der Zugehörigkeit zur einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche. Grosse Worte, ich weiss. Unreformiert grosse Worte? Nein. Sie stehen in der Kirchenordnung der reformierten Zürcher Kirche: «Die Landeskirche bekennt das Evangelium mit der christlichen Kirche aller Zeiten.»

Natürlich kenne ich die Gefahren von Bekenntnissen. Sie können ausgrenzen: Nur wer mitspricht, gehört dazu. Insofern ist die im 19. Jahrhundert von liberalen reformierten Theologen erstrittene Bekenntnisfreiheit eine Errungenschaft. Nur wird sie allzu oft als Freiheit vom Bekenntnis missverstanden. Dabei es geht um die Freiheit zum Bekenntnis.

Ebenso schätze ich die evangelischen Bemühungen um neue Bekenntnistexte ohne dogmatische Altlasten. Doch auch sie haben ihre Tücken. Das Bekenntnis lebt davon, dass es in allen Ländern und Zeiten genau so gesprochen wird. Manchmal stehe ich ganz gerne im Wissen um die Gemeinschaft der Kirche vor Gott. Es muss nicht immer allein sein. Vielleicht bin ich da zuweilen wirklich ein bisschen katholisch.

Felix Reich

Seitenwechsel



Bekenntnis

Zugegeben, manchmal empfinde ich völlige Bekenntnisfreiheit ebenso mühsam wie strikte Romtreue. In der absoluten Offenheit fühle ich mich genauso verloren wie in der absoluten Enge. Aber der Stein im Schuh hat auch sein Gutes: Er erinnert mich daran, dass ich Füsse habe. Füsse, die zum Gehen da sind, denn Bekenntnis ist kein Ziel, sondern ein Weg. Ein Bekenntnis hat man nicht auf sicher. Bekenntnisse können nicht verordnet werden. Bekenntnisse müssen reifen, bis sie von der ganzen Persönlichkeit getragen werden. Bis man sich in Freiheit bekennen kann.

Ausgerechnet Simon «der Fels» Petrus muss erfahren, was für ein Drama Bekenntnisfreiheit anrichten kann. Dreimal hat der die Chance, sich in Freiheit zu Jesus Christus zu bekennen. Dreimal verpasst er diese. Und am Schluss weint er bitterlich über seinen Verrat und ist überzeugt, nun die Beziehung zu Jesus Christus endgültig zerstört zu haben. Aber Gott ist geduldig und kann warten. Sogar die Freiheit zum Verrat gesteht uns Gott offenbar zu, weil der Zwang zum Bekenntnis letztlich eben dieses Bekenntnis entwertet.

Manchmal allerdings habe ich den Eindruck, dass ausgerechnet die protestantische Bekenntnisfreiheit dazu führen kann, dass man sich die Gnade besonders hart erkämpfen muss. Dass man im Zwang zur Bekenntnisfreiheit zum Leistungschristen und damit wieder unfrei wird. Dann wieder fühle ich mich als romtreuer Katholik ganz wohl und ungezwungen. Wenn mir die Gnade zugesprochen wird, obwohl ich nicht alle Schritte zum Bekenntnis auf eigenen Füssen schaffe.

Thomas Binotto

Seitenwechsel



Musik

Musik ist Ausdruck meiner Religiosität. Wenn Menschen von Erweckungserlebnissen erzählen, kann ich das nur selten nachvollziehen. Oft sind mir diese Erschütterungen durch religiöse Erlebnisse gar ein bisschen unheimlich. Mein Glauben ist eher ein Grundvertrauen, das zwar Zweifeln ausgesetzt ist, mich aber nie verlassen hat.

Für meinen Glauben muss ich deshalb immer wieder neu eine Sprache finden. Es ist nicht die Sprache Apologetik, sondern immer einer Erzählung. Manchmal auch nur ein Stottern. Oder es ist die Sprache der Musik. Im Singen der Lieder, die mich seit der Kindheit begleiten, spüre ich jenes Aufgehobensein im Glauben, das meine Antwort auf die Gretchenfrage ist.

«Ich steh an deiner Krippe hier» von Paul Gerhardt ist zum Beispiel ein solches Lied. Insbesondere eine der wegen Mystikverdacht einst aus dem alten reformierten Gesangbuch verbannten Strophe: «O dass mein Sinn ein Abgrund wär/ und meine Seel ein weites Meer,/ dass ich dich möchte fassen!»

Oder «Vom Anfang bis zum Änd» von Paul Burkhard, das mich seit der Sonntagsschule begleitet und in einfachen Worten und einer Herzensmelodie ausdrückt, was Glauben am Ende doch ist: das Bewusstsein, nicht alles im Griff zu haben und auf unverdienten Zuspruch angewiesen zu sein; die Hoffnung, dass die Angst nicht das letzte Wort hat, weil wir Gottes Liebe geborgen sind.

Und was hat all das nun mit reformiert und katholisch zu tun? Der eine war der evangelische Kirchenlieddichter schlechthin und der andere ein katholischer Konvertit aus dem Tösstal. Aber das tut nun wirklich nichts zur Sache.

Felix Reich

Seitenwechsel



Musik

Das Klischee behauptet, in der reformierten Kirche herrsche puritanischer Rationalismus. Als Beweis dafür gelten der Bildersturm, die Abschaffung religiöser Bräuche, symbolarme Liturgien – kahle Kirchen und ein dürres Kirchenjahr – die Predigt und nichts als die Predigt.

Wäre da nicht die Musik. Selbst wenn alles andere pure Nüchternheit ausstrahlen mag, in ihrer Musik wird die reformierte Kirche innig, gefühlvoll, bildhaft. Da wandert der Glaube vom Kopf wieder in den Bauch. In der Musik darf man sich Gefühle statt Gedanken machen. Mit ihr kommt, so möchte man fast meinen, alles wieder in die reformierte Kirche rein, was mit dem Bildersturm aus ihr entfernt wurde. Wenn man Johann Sebastian Bach hört oder die Lieder von Paul Gerhardt singt, dann wird man geradezu dankbar dafür, dass es die Reformation mit der Ausnüchterung des Glaubens so heftig getrieben hat. So radikal, dass sich das Sentiment in der Musik mit aller Macht zurück melden musste.

In der katholischen Kirche wird Musik häufig nur als ein weiteres Stimulans gesehen und vielleicht deshalb manchmal etwas gar schlicht auf Pomp und Gloria getrimmt. Kirchenlieder gelten schnell als lästige Gottesdienstverlängerer und werden gerne auf maximal drei Strophen gestutzt, selbst wenn das Kirchengesangbuch wunderbare sieben hergäbe. Die reformierte Kirchenmusik dagegen hat, gerade weil die Musik zum Bild wurde, eine unglaubliche Ausdruckskraft und Differenziertheit entwickelt. Und damit hat sie den Glauben auch für uns Katholiken zum Klingen gebracht.

Thomas Binotto

Seitenwechsel



Priestertum

Mich beeindruckt Ordensleute, und da bin ich nicht der Einzige. Die temporäre Einkehr im Kloster ist en vogue. Wir suchen Einsamkeit und geistige Gemeinschaft, Einkehr und Stille. Wir lassen uns beeindrucken und inspirieren von Menschen, die sich ganz in den Dienst Christi und damit des Menschen stellen. Und wir sind trotzdem froh, in unsere ganz normale Welt zurückzukehren.

Mit der Exotik geht im katholischen Amtsverständnis ein Anspruch auf Exklusivität einher, der mich stört. Ohne Priester keine Messe. Nur ist auch das ein durchaus attraktiver Gegenentwurf zu einer Gesellschaft, die einerseits Selbstbestimmung und Gleichheit einfordert und sich andererseits im Zuge der medialen Personalisierung nach Führungsfiguren sehnt. Da scheint die katholische Kirche paradoxerweise besser aufgestellt als die reformierte Kirche, die dem gesellschaftlichen Konsens näher ist.

Ich bin reformiert genug, um am reformierten Amtsverständnis festzuhalten, das nicht von einer besonderen Verbundenheit des Priesters mit Christus ausgeht und eine menschliche Mittlerrolle ablehnt. Doch beobachte ich, wie reformierte Pfarrerinnen und Pfarrer, die der Kirche ein Gesicht geben, intern allzu schnell in den Verdacht geraten, Selbstdarsteller zu sein. Da scheint mir die katholische Kirche weiter. Sie weiss, dass die Kirche angewiesen ist auf Menschen, die uns zum Glauben ermutigen. Nur ist mir einerlei, ob sie geweiht sind oder ordiniert, Männer oder Frauen, im Kloster oder verheiratet, katholisch oder reformiert.

Felix Reich

Seitenwechsel



Priestertum

So sehr ich das katholische Verständnis der Sakramente schätze, so wird mir doch immer wieder bewusst, dass auch dieses Verständnis seine Kehrseite haben kann. Die Beschreibung der Sakramente als direktes und unverbrüchliches Einwirken Gottes gefällt mir, sie kann aber dazu führen, dass wir davon Garantien ableiten und unser eigenes Mitwirken ausklammern. Dass wir also beispielsweise von der Priesterweihe so etwas wie eine Allzeitimprägung erwarten und die Mitwirkung von uns Menschen unterschätzen.

Deshalb halte ich das protestantische Amtsverständnis für bedenkenswert: Das Amt und die Befähigung dazu müssen ständig erneuert werden. Die Beauftragung kommt nicht ausschliesslich von Gott, sondern auch von jenen Menschen, denen das Amt dienen soll. Im besten Falle treffen also göttliche und menschliche Berufung zusammen, wirkt der Heilige Geist in allem und allen.

Das ist einer dieser protestantischen «Stachel», den ich schätze. Gleichzeitig halte ich das protestantische Amtsverständnis in mancherlei Hinsicht für praxisfern, denn selbstverständlich gibt es auch bei Protestanten elitären Dünkel, hierarchisches Denken, klerikales Gehabe, Autoritätsgläubigkeit, Selbstbeweihräucherung und Unfehlbarkeitsansprüche. Aber selbst das könnte ein Fingerzeig für die Ökumene sein: In der Praxis kommen sich Katholiken und Protestanten viel näher, als es ihre Theorien vermuten liessen, denn in unserer menschlichen Fehlbarkeit sind wir seit jeher geschwisterlich vereint und damit ganz und gar ökumenisch gestimmt.

Thomas Binotto

Seitenwechsel



Tradition

Die Innerschweizer haben es gut.

Sie haben häufiger frei. Ich stelle mir vor, dass die Menschen in katholischen Gebieten bewusster durch das Kirchenjahr gehen. Denn sie haben an Maria Empfängnis frei statt am Knabenschieszen. Wir sind darauf angewiesen, dass Gedanken einen Ort haben und das Gedenken eine Zeit.

Wahrscheinlich hänge ich einer romantischen Vorstellung nach. Wie viele Zürcher Pfingsten mit dem Gotthardstau statt mit dem Heiligen Geist verbinden, denken viele Luzerner bei Fronleichnam an vieles – nur nicht ans Abendmahl. Traditionen müssen gelebt werden, sonst erstarren sie zum Anachronismus.

Gelebte Tradition imponiert mir.

Katholische Prozessionen zum Beispiel. Als Reformierter befremden mich zwar das viele Gold und die Strenge der Ordnung. Doch dass sich eine Gemeinde in Bewegung setzt, beeindruckt mich – sofern das Glaubenszeugnis und kein Machtanspruch im Zentrum steht. Selbst die zuerst irritierenden Gewänder und Verkleidungen gewinnen nun an Bedeutung. Wenn wir Tradition ernst nehmen, spielen wir eine Rolle. Vielleicht deshalb tun sich die Reformierten so schwer mit Traditionen. Sie wollen ganz sich selbst sein. Einige Pfarrerinnen und Pfarrer tun sich sogar mit dem Talar schwer. Ein bisschen Rollenspiel ist heilsam. Das können wir von den Katholiken lernen. Die Person soll sich nicht verbiegen. Doch sie soll ein Stück weit zurücktreten hinter die eigene Befindlichkeit zugunsten der Kirche. Diese Kirche steht in der Tradition des Glaubens. Sie darf jedoch nie allein aus Tradition existieren. Sie muss leben. Hier und jetzt.

Felix Reich

Seitenwechsel



Tradition

Zum Abschluss dieser Serie soll ich ausgerechnet über «Tradition» schreiben, die es in der reformierten Kirche – wenigstens nach landläufiger Meinung – gar nicht gibt. Nur in der Bibel offenbare sich Gott authentisch, das wurde mir im Religionsunterricht als reformiertes «Dogma» beigebracht. Und die Katholiken seien bibelverachtende Traditionalisten. So wurde das Bild von zwei einbeinigen Konfessionen gezeichnet.

Es kann tatsächlich heilsam sein, auf einem Bein zu stehen und Traditionen radikal in Frage zu stellen. Wenn sie beispielsweise ihrem ursprünglichen Zweck nicht mehr dienen. Traditionen können hohl werden, wenn sie nicht mehr von einer glaubwürdigen Praxis getragen sind. Traditionen können uns gewaltsam genommen werden, wenn uns ein schweres Schicksal trifft. Traditionen geben keine Garantien.

Die Geschichte der reformierten Kirchen, die nun auch schon bald 500 Jahre währt, ist für mich als Katholik aber auch tröstlich, weil selbstverständlich auch reformierte Christinnen und Christen von ihrer Tradition geprägt sind. Und sie bezeugen ebenso selbstverständlich, dass sich Gott auch in der Tradition – nämlich in der Geschichte seiner Gläubigen offenbart.

Tradition ist beides: Geschichte und Wandel. Und so gesehen könnte gerade die Tradition zu einem wertvollen Nährboden der Ökumene werden. So belebend es wirken kann, hin und wieder auf einem Bein zu stehen, so gut tut es, sich bewusst zu werden, dass niemand von uns unverrückbar und ausschliesslich auf dem einen einzig richtigen Bein steht.

Thomas Binotto